

„Was man
sagt, muss
wahr sein“

Medizinerin Klapp
am Virchow-Klinikum der
Berliner Charité

Oberärztin Christine Klapp vom Berliner Klinikum Charité über schreckliche Diagnosen und die beste Art, darüber zu sprechen

SPIEGEL: Frau Klapp, wie sagen Sie jemandem, dass er sterben muss?

Klapp: Ich sage dem Patienten zunächst, dass ich leider schlechte Nachrichten für ihn habe und dass ich mit ihm besprechen möchte, wie es weitergehen kann.

SPIEGEL: Auch wenn es nicht weitergeht?

Klapp: Das stimmt ja nicht. Man kann immer noch etwas tun, und wenn es nur eine bessere Schmerzkontrolle ist.

SPIEGEL: Vor einem solchen Gespräch möchte sich jeder drücken, oder?

Klapp: Das ist manchmal der erste Impuls. Aber wenn man es nicht führt, ist das Diebstahl am Leben eines Patienten. Denn es gibt immer noch Dinge zu regeln. Wer glaubt, es sei besser, den Kranken zu schonen – soll er doch denken, alles wird gut –, handelt unfair. Der Arzt erhebt sich dadurch über das Recht des Patienten, seine letzte Lebenszeit mitzugestalten.

SPIEGEL: Also sofort raus mit der schlechten Neuigkeit?

Klapp: Nein, es geht nicht um übertriebene Eile. Jeder Mediziner sollte sich auf so ein Gespräch bewusst vorbereiten, die bisherigen Untersuchungen und die Ergebnisse sehr gut kennen. Ich muss auch wissen, in welche Situation der Patient nach dem Gespräch zurückkehrt. Was die Menschen fürchten, ist, allein gelassen zu werden und dass der Arzt nicht ehrlich ist. Sie wollen nicht gnädig angelogen werden. Also darf man auch nicht zu lange zögern.

SPIEGEL: Welche Situationen empfinden Sie persönlich als besonders schlimm?

Klapp: Wenn jemand sterben muss, ist das immer eine furchterregende Nachricht. Aber wenn man Eltern sagen muss, dass ihr Kind sterben wird, ist es besonders schwer. Oder wenn eine Mutter oder ein Vater geht und kleine Kinder zurücklassen muss. Das berührt mich jedes Mal sehr.

SPIEGEL: Wie sollte ein Arzt auf keinen Fall vorgehen?

Klapp: Das Gespräch zwischen Tür und Angel führen. Dinge sagen wie „Wir können leider nichts mehr für Sie tun“ oder „Sie sind atherapiert“ – das ist unmöglich! Und nicht mit Zahlen jonglieren, etwa sagen „Sie haben eine Überlebenschance von fünf Prozent“ – für diese fünf Prozent würden viele Betroffene alles tun.

SPIEGEL: Wie reagieren Patienten, wenn die schlechte Botschaft ausgesprochen ist?

Klapp: Dann kommen oft Tränen. Diesen Moment sollte ein Arzt unbedingt zulassen, einen Moment abwarten. Mediziner können Pausen meist nur schwer aushalten. Oft versuchen wir viel zu früh, eine Art Pflaster draufzukleben. Wir zählen alles Mögliche auf, was wir für den Todkranken angeblich noch tun können.

SPIEGEL: Aber das ist doch beruhigend für den Betroffenen.

Klapp: Ja, solange es nicht nur Beschwichtigungen sind. Später kommt man von solchen Versprechen schlecht wieder runter. Nach einem Moment Pause fragen die meisten Patienten: „Und was machen wir jetzt?“ Dann ist der Mensch wieder aufnahmefähig.

SPIEGEL: In sogenannten Breaking-Bad-News-Kursen, die Sie anbieten, proben Sie solche Gespräche. Was ist ein klassisches Schicksal?

Klapp: Der Fall einer Mutter, die Brustkrebs hat. Die Frau wurde länger erfolgreich therapiert, sie hatte noch eine gute Zeit. Aber jetzt ist der Tumor zurückgekehrt. Ich frage nach ihrem Befinden. Ich sage ihr, dass wir die Chemo nicht weitermachen sollten und warum. Das ist oft schon der erste Schreck. Sie hofft, dass man doch noch mal operieren könnte, oder fragt, welche Behandlungen es sonst noch gibt. Es gibt aber nichts mehr, was den Tumor aufhalten kann.

SPIEGEL: Eine schwierige Situation. Wie gehen Sie damit um?

Klapp: Ich kann zum Beispiel erwidern, dass das, was medizinisch-therapeutisch möglich ist, leider nicht zum erhofften Ergebnis führen wird. Menschen in dieser Situation wissen, dass sie nicht mehr gesund werden können – aber es ist wichtig, dass ihr Arzt trotzdem für sie da ist. Es gibt vieles, das die Situation für sie erträglicher macht. Für den Arzt gilt: Man muss nicht alles sagen, aber was man sagt, das muss wahr sein.

SPIEGEL: Muss jeder Arzt schlechte Nachrichten überbringen können?

Klapp: Von einem Mediziner, der Patienten behandelt, darf erwartet werden, dass er das auch einfühlsam kann. Davor sollte kein Arzt sich drücken.

SPIEGEL: Fällt es mit der Zeit leichter?

Klapp: Nicht wirklich. Nur weil man es schon öfter gemacht hat, macht man es nicht unbedingt besser – vielleicht routinierter für sich selbst.

SPIEGEL: Wie aber kann man die richtige Portion Mitgefühl vermitteln, ohne dabei selbst unglücklich zu werden?

Klapp: Es hilft, sich deutlich zu machen, dass dies ein wichtiges und unausweichliches Gespräch für den Patienten ist. Und wer soll es ihm sagen, wenn nicht sein Arzt? Es ist für die Kranken eine Hilfe, denn es geht ja darum, ein Leben zu einem guten Ende zu bringen und Familien einen würdigen Abschied zu ermöglichen.

SPIEGEL: Wie geht es nach solch einem Gespräch weiter?

Klapp: Ich empfehle immer, die Last auf mehrere Schultern zu legen. Das kann ein weiterer Mediziner, der Sozialdienst, ein Psychoonkologe oder auch die Seelsorge sein. Das spirituelle Bedürfnis ist oft groß, auch wenn der Mensch sonst nicht religiös ist. Wovor sich alle fürchten, ist, dass ein Patient total zusammenbricht. Oder nichts sagt und aus dem Fenster springt.

SPIEGEL: Das passiert?

Klapp: Ja, aber es ist extrem selten. Manchmal sind es die Angehörigen, die zusammenbrechen.

SPIEGEL: Wie reagieren Kinder, wenn sie hören, dass sie sterben werden?

Klapp: Kindern und Jugendlichen muss eine solche Nachricht entsprechend ihrem Alter vermittelt werden. Oft wissen sie es schon früher, als ihre Eltern glauben. Dabei merken Kinder sofort, wenn man ihnen etwas vormacht, wenn etwa der Gesichtsausdruck der Eltern nicht echt ist. Natürlich tut man sich in solchen Fällen doppelt schwer, die Botschaft auszusprechen.

SPIEGEL: Gibt es Patienten, die nicht wissen wollen, dass sie todkrank sind?

Klapp: Auch das gibt es. Deshalb muss schon vor dem Gespräch gefragt werden: „Wir klären offen und ehrlich auf, wenn alle Ergebnisse vorliegen – sind Sie damit einverstanden?“ Ich erinnere mich an eine junge Frau, sie hatte mit ihrem Partner gerade ein Haus gebaut, sie wollten heiraten. Die Frau hat nichts von ihrer Krankheit wissen wollen, hat alles abgeblockt. Wir haben ihr angeboten, im Krankenhaus zu heiraten. Sie wollte alles nicht.

SPIEGEL: Hat sie ihre Hochzeit noch erlebt?

Klapp: Nein, sie ist vorher gestorben. Das sind Schicksale, die einen sehr bewegen.

INTERVIEW: NICOLA KUHR